

SOPHIE ANSCHÜTZ

URELLIAS



DIE LEUCHTENDE

Von Sophie Anschütz bereits erschienen:

Urellias - die Brennende

Urellias - die Tödliche

Bibliografische Informationen der deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß §44b, UrhG („Text und Data Mining“) zu gewinnen, ist untersagt.

Originalausgabe © 2024 Sophie Anschütz

Text+ Satz: Sophie Anschütz

Covergestaltung und Karten: Lilian Vater

Lektorat: Xenia Wucherer

www.ariadnes-world.com

Verlag: BOD - Books on Demand GmbH, In de Tarpen 42,
22848 Norderstedt

Druck: Libri Plureos GmbH, Friedensallee 273, 22763
HAMBURG

ISBN: 9783759722294

Altersempfehlung:

ab 14 Jahren

Triggerwarnung:

In diesem Roman gibt es Inhalte, die triggernd auf einige Menschen wirken könnten:

- *Tod (inkl. Tod von Tieren)
- * explizite Gewaltdarstellung
 - *sexueller Missbrauch
 - *Machtgefälle

PROLOG

Sie kamen in der Nacht. Leise, aber nicht so lautlos, als dass sie die Hunde hätten täuschen können. Er war schon wach, als seine Mutter ihn an der Schulter packte, und ihn wachrüttelte. Kein anderer Zwölfjähriger, den er kannte, musste dieselben Ängste durchstehen. Alle Vorsicht der letzten Jahre, seine Kräfte nicht zu offenbaren. All die Lügen, die er seit frühester Kindheit aufrecht erhalten musste, um alle im Dorf zu täuschen. Nichts hatte etwas gebracht.

Sie kamen. Und sie waren schon viel zu nah. Er hörte harte Stimmen über den Dorfplatz rufen.

»Schnell, du musst zum Callo!«, drängte ihn seine Mutter.

Sooft hatte sie ihn gewarnt. Nie hatte er hören wollen. Dazu waren die Kräfte, die ihm geschenkt worden waren, viel zu verlockend. Verdammter Leichtsinn!

»Rasch, sie nahen von Osten.«

Seine Mutter trieb ihn durch die kleine Luke in den Stall, hob ihn auf das Callo, das noch zu groß für ihn war, aber das einzig wertvolle, was seine Familie besaß. Sie sah ihn streng an, die Hand noch am Zügel

des Tieres.

»Reite nach Norden, mein Sohn, reite. Und blicke nicht zurück. Auf keinen Fall! Egal, was du hörst! Du kannst noch so mächtig sein, blickst du zurück, kriegen sie dich!«

Sie ließ seine Hand los, eilte zur Stalltür und stieß diese auf. Er nickte ihr mit einem Kloß im Hals zu, dann drückte er dem Callo die Fersen in die Flanken. Er war ein Kind der Ebenen. Er hatte Reiten gelernt, noch bevor er laufen konnte. Aber er wusste, unter all den Drachen, die der Armee dienten, war selbst der schärfste Galopp eines Callos nur ein schwacher Hoffnungsschimmer. Wie ein Schatten preschte das schwarze Tier über das Gras. Trittsicher und leise. Es kannte jeden Stein im Umkreis von Kilometern. Lederne Flügelschläge jagten über die Ebene. Er duckte sich tief auf den Rücken seines Gefährten, um nicht trotz der wolkenverhangenen Nacht entdeckt zu werden. Hinter ihm wurde es trotz Distanz lauter. Zunächst hörte er noch das harsche Klopfen auf Holz, dunkle Männerstimmen. Er schluckte. Wie sehr wollte er daran glauben, dass seine Eltern, seine Brüder und seine beiden Schwestern es noch geschafft hatten, die Hütte zu verlassen. Aber die Zeit war zu knapp gewesen. Und wenn diese Männer nicht fanden, wonach sie suchten ...

Trotz seiner jungen Jahre war er nicht naiv. Wer auch immer ihn verraten hatte, hätte nun mit diesen Männern seine Familie auf dem Gewissen. Und wofür? Ein paar Goldstücke, als Belohnung für den Hinweis auf ihn? Seine Hände ballten sich um die Zügel zu Fäusten. *Nicht zurückblicken!*, sagte er sich. Aber wie könnte er das mit sich vereinbaren? Fliehen, um ein Leben ohne Heimat zu verbringen, ohne Familie? In dem Wissen, sie den Wachen hilflos ausgeliefert zu haben?

Er nagte an seiner Unterlippe. Was könnte er schon gegen die Königin ausrichten? Weiteres Flügelrauschen. Das heisere Bellen der Hunde verklang darunter. Ein Schrei. Das Geräusch von weiteren Callos auf der Ebene. Callos und etwas, das er nicht zuordnen konnte.

Noch ein Schrei zerriss die Nacht. Die Stimme seiner Schwester! Er atmete tief durch. Zwang das Callo zum Stehen. Noch eine Sekunde der Überlegung, dann stand der Entschluss – er würde nicht kampflös gehen. Er war schließlich der Grund, weshalb sie seine Familie angriffen.

Die Königin duldete keine so mächtigen Feen, hatte seine Mutter gesagt. Seine Vorgänger waren alle in ihren Verliesen verrottet. Und sehr wahrscheinlich würde ihn dieses Schicksal auch erwarten. Aber vielleicht

könnte er wenigstens seiner Familie zur Flucht verhelfen, ehe es so weit war. Er glitt vom Rücken des Callos und dachte im selben Moment an seine seltene Gabe.

Er klappte seine Flügel auf und glitt dicht über den Boden. Die Hufe der Callos seiner Verfolger donnerten über das Gras wie Trommelschläge. Er zögerte keinen Augenblick. Die Schreie seiner Familie im Ohr sammelte sich die Magie wie von selbst in seinen Händen. Er ließ sie zu sich kommen und schoss schwarze Dolche auf sie. Sofort sackten die Wachen zusammen. Reue überkam ihn nicht. Stattdessen flog er schnellstmöglich zurück Richtung Dorf.

Die Hütte stand in Flammen. Durch den Schein des Feuers sah er die Männer, die seine Familie zusammengetrieben hatten. Ein Mann hatte seine Schwestern an den Haaren gepackt und schleifte sie hinter sich her. Als er erkannte, wo sie hingebracht wurden, gefror ihm das Blut in den Adern. Dort stand keine Fee. Es war eine dämonische Gestalt, nur Haut und Knochen und schwarzer Sand. Der Schatten war gekommen. Er wusste, was mit seinen Schwestern geschehen würde. Und solange er lebte, würde er das nicht zulassen.

Seine Magie rann aus seinen Händen, formte sich zu einem Speer aus zäher, schwarzer Masse, die absolut

tödlich war.

»Lasst sie in Ruhe!«

Alle Köpfe ruckten zu ihm herum. Er stieß den Speer in das Herz des Mannes, der seine Schwestern im Griff hatte. Dieser sackte zusammen. Die beiden Mädchen schrien auf, flüchteten sich geistesgegenwärtig in die Arme des Vaters.

»Lauft!«, befahl er ihnen. Wenigstens sie sollten leben.

Dann trat er dem Dämon entgegen.

Es sollte der Untergang sein, der ihm prophezeit worden war. Und dem er nicht entkommen konnte.

1.

Wogende Graslandschaften, soweit Venedta blicken konnte. Ihr Herzschlag legte einen Zahn zu. Sie kannte diesen Ort. Ihr war sofort bewusst, dass sie träumte. Wie oft hatte sie diese Panik schon durchlebt? Seit Iniyas Entführung waren die Alpträume in Wellen zu ihr gekommen, aber nie verebbt. Auch diese Nacht war ihr keine Ruhe vergönnt.

Als sie sich umdrehte, stand ihr Vater neben ihr. Er deutete auf etwas in der Ferne – das Rudel von wilden Callos, wegen dem sie hier waren. Die Tiere grasten friedlich im hohen Gras. Das Röhren der Hirsche drang durch den starken Wind bis zu ihnen hinüber. Venedta brauchte nicht an sich herabzusehen, um zu wissen, dass sie ein junges Mädchen von zehn Wintern war. Sie ballte ihre Hände zu Fäusten. Nichts davon war echt. Sie hatte das schon hundertmal erfolgreich durchgestanden.

Dann aber sah sie den Mann, der ihren Vater und sie verfolgte. Ihren Vater, der mit dem Nymphenjäger rang. Es spielte keine Rolle, wie alt sie war. Noch immer

schnürte ihr der Anblick die Kehle zu. Beförderte nackte Panik zu Tage. Wie von selbst trugen ihre Füße sie wieder näher an die Kämpfenden.

»Nicht!«

Ihre junge Stimme hallte über die Ebene, vermischt mit dem aufgeregten Röhren des davon galoppierenden Rudels und dem Gebrüll der Männer. Der Angreifer hatte ihren Vater bereits an den Haaren gepackt. Ihre Brust verengte sich.

»Tut ihm nichts!«, flehte sie.

Der Mann lachte nur, stieß sie weg und hob das Messer an den Schädel ihres Vaters. Sie wäre sein nächstes Opfer. Venedta stemmte sich wieder auf. Hob ihre Hände, die vom Sturz aufgeschürft waren. Und da waren sie. Ihre Lichtstrahlen – unerwartet und so hell, dass sie den Mann blendeten. Der Jäger schrie auf, ließ das Messer fallen. Er griff sich vor die Augen, als versuche er, das Licht zu verdrängen, doch ihre Hände hörten erst auf zu leuchten, als ihr Vater ihre Hand griff und sie mit sich zog.

Die Umgebung veränderte sich. Ihre Finger, die eben noch die tröstende Nähe ihres Vaters gespürt hatten, griffen ins Leere. Venedta runzelte die Stirn. Es war kein Ort, den sie kannte. Ihr Blick wanderte zum Boden – weißer Marmor, dessen Linien sie folgte. Die Tür vor ihr war schmal, geradezu zierlich, und

die Wache in rabenschwarzen Gewändern schenkte ihr keinerlei Beachtung, als sie hineintrat.

In dem kleinen Zimmer saß ein Kind auf dem Bett. Es hatte graue Haare, die sich wie eine Gewitterwolke um den Kopf kräuselten und blasse Haut, die nunmehr fast durchscheinend wirkte, wie bei allen Kindern, die die Mondkrankheit in sich trugen.

»Iniya.«

Ihre Stimme war kaum ein Flüstern. Doch das Mädchen nahm sie so oder so nicht wahr. Ihre Schwester starrte aus dem einzigen Fenster, das den schmucklosen Raum zierte, hinaus in eine Landschaft aus nebligem Nadelwald. Die kleinen Hände umschlossen ein Stofftier. Venedta schluckte, als sie die Marane erkannte, die sie ihr zum vierten Geburtstag genäht hatte. Sie trat vor Iniya, ging in die Hocke, umfasste ihre Hand. Keine Reaktion. Ihre Schwester schien durch sie hindurch zu sehen. Ein Schleier bedeckte ihre Augen, als wäre sie in Trance. Er glich dem Ausdruck, den Iniya trug, wenn sie schlafwandelte. Wenn ihre Krankheit Besitz von ihrem jungen Körper ergriff und sie nachts durchs Schloss spazieren ließ. Ihre Schwester war schon immer anders als sie gewesen. Zerbrechlich. Lichtempfindlich. Der Lichtgeist Anyx hatte ihr im Land der Götter gesagt, sie wäre eine perfekte Abbildung des Sonnenlichtes. Venedta hatte

das nicht hören wollen, wo doch auf ihre Schwester das genaue Gegenteil zutraf.

Iniya hatte zwei Seiten, wie der Mond. Sie war schon immer eher nachtaktiv, was selten war für Lichtfeen. Die erste Magie, die sie gewirkt hatte, war das sanfte Strahlen des Mondlichtes gewesen, das sie abends für sich verstärkte, um unter der Bettdecke mit ihren Selenitsteinen weiterzuspielen. Ihre Haare waren eigentlich schwarz, wie die ihres Vaters. Doch wie Venedta trug sie die Gabe der Nymphen in sich - und während sie selbst stets Probleme damit hatte, ihre Haarfarbe zu kontrollieren, hatte sich Iniya schon früh für eine Farbe entschieden, die sie nur selten wechselte. Graue, beinahe weiße Strähnen, die im Licht wie Silber schimmerten.

»Iniya!«, wiederholte sie.

Keine Reaktion. Sie drückte die Hand ihrer Schwester fester. Aber das Kind nahm sie nicht wahr. Mit Sorge sah Venedta, dass der Schimmer auf ihren Augen keineswegs von der Mondkrankheit stammte. Iniya lächelte, atmete. Sie war etwas abgemagert, aber körperlich unversehrt – zumindest auf den ersten Blick. Sollte sie das nicht beruhigen?

»Herzzerreißend, aber du kannst nichts für sie tun.«

Venedta fuhr herum. Ihr Puls beschleunigte sich.

Im Schatten lehnte eine Frau, deren Gesicht wie immer von einem boshaften Grinsen entstellt war.

»Lasst sie gehen!«

Caldhra lachte. Das Geräusch fuhr Venedta durch Mark und Bein. Caldhra legte den Kopf schief, fixierte sie mit angehobenen Mundwinkeln.

»Jeder, der meinen Zauber brechen will, muss an seinen eigenen Ängsten vorbei, Prinzessin. Wollen wir uns Eure mal ansehen?«

Zauber? Was hatte das zu bedeuten? Sollte es sich bei dem Schleier in Iniyas Augen um eine Illusion handeln? Möglicherweise um eine, die Caldhra höchstpersönlich aufrechterhielt? Venedtas Puls raste. Sie hatte nie Träume von Orten, an denen sie noch nie war. Und schon gar keine, die sich so real anfühlten. Normalerweise war es, als stapfte sie durch Watte.

Sie hob die Arme, ihr helles Licht schoss auf die Königin zu. Doch die Dunkelheit war überall. Schwarze Masse überrollte sie, nahm ihr die Luft. Sie keuchte auf, ihre Muskeln zogen sich zusammen. Sie versank im Strudel und wusste, sie konnte nichts tun. Ruckartig fuhr sie hoch. Fühlte die Seide des Lakens unter ihren Händen. Irritiert griff sie an ihre Brust, das Atmen fiel ihr immer noch schwer. Sie schluckte. Was für ein verfluchter Traum! Sie atmete durch, ganz langsam. Mondlicht fiel in einem schmalen Streifen

auf ihr Bett. Sie schlug die Augen zu, um den Traum vollends abzuschütteln. Das gelang ihr eher kläglich. Der fade Geschmack in ihrem Mund blieb. Könnte das mehr als ein Traum gewesen sein? Sie wagte einen Blick durch die Vorhänge des Himmelbettes. Tara war immerhin nicht durch sie wach geworden. Die Pflanzenfee schlief auf der anderen Seite des Zimmers tief und fest.

Venedta seufzte still. Ihr Herz pochte noch immer viel zu schnell. Sie hatte ihr Nachtgewand mit kaltem Schweiß durchzogen. Auch wenn es auf Ching nicht mehr so frisch war, wollte sie sich dennoch nicht erkälten. Sie durften sich keine weiteren Verzögerungen erlauben. Sie erhob sich und warf sich ihren Morgenmantel über, um zu den Fenstern zu tapsen. Der Mond stand hoch am Himmel. Sie schlug ihre Lider nieder. Schüttelte den Kopf. Diese Bilder würde sie so schnell nicht aus ihrem Kopf verbannen können. Wie so oft seit Iniyas Entführung, war an Schlaf nicht zu denken. Sie griff nach einem dickeren Umhang, schlüpfte in flache Schuhe und machte sich dann auf den Weg zu dem Platz, den sie auch gestern schon aufgesucht hatte.

Venedta hatte die kleine Holzbank bei einem Spaziergang mit Tara entdeckt. Im Schatten der alten Trauerweide fühlte sie sich geborgen und ein wenig

in bessere Tage zurückversetzt. Der Baum erinnerte sie an jenen, der auf der Felseninsel des Nymphensees thronte. Auch dieser berührte mit seinen dünnen Zweigspitzen beinahe das Wasser. Sie verstand, warum Aghni sich als Kind nachts so oft in die Gärten geschlichen hatte. Allein die silbernen Rücken der Fische im Mondlicht zu sehen, war dieses Abenteuer wert. Es war sternenklar. Der Westwind strich kühl von den Bergen herab und sie wickelte den Mantel enger um sich.

»Prinzessin.«

Sie schreckte auf. »Was tut Ihr denn hier?«

Er blieb stehen, die Arme vor der Brust verschränkt.

»Dasselbe könnte ich Euch fragen.«

Venedta atmete tief durch. »Ich konnte nicht schlafen«, erwiderte sie ehrlich.

Prinz Keram nickte. Er sah sie an, dann warf er einen Blick auf den Teich. »Das wundert mich nicht. Könnt Ihr überhaupt schlafen seit ... seit der Entführung Eurer Schwester?«

Sie schluckte. Die Sorge, die in seiner Stimme lag, gefiel ihr gar nicht. Und auch nicht seine Anwesenheit und schon gar nicht die Blicke, mit denen er sie bei der Ratsversammlung bedacht hatte. Manskellie war ... er wäre definitiv kein Mann, den die werten Adligen ihrer Heimat als geeignet für eine Verbindung ansehen

würden.

Und was ihr Bauch anstellte, jedes Mal, wenn sie auch nur im selben Raum mit ihm war, gefiel ihr am wenigsten. Nein. Das konnte sie so nicht stehen oder gar geschehen lassen. Solche lächerlichen Gefühle konnte sie nun wirklich nicht gebrauchen! Sie wusste ja nicht einmal, ob sie ihm überhaupt trauen konnte. Vermutlich würde sie vorerst niemandem mehr trauen – nach Nevins Verrat an Aghni prüfte auch sie jedes Lächeln, jede Aussage zweimal.

»Selten«, sagte sie nach einer Weile der Stille. »Und was hält Euch wach?«

»Derselbe Gedanke wie der Eure an Eure Schwester. Mein Bruder, Marek, er ...« Keram seufzte. »Er führt die Truppen an, die unser Vater Königin Melusine zur Hilfe geschickt hat, um Meral zurückzuerobern. Ich habe seit Wochen nichts von ihm gehört.«

Venedta sah, wie er tief Luft holte. Unwillkürlich stieg Mitleid in ihr auf. Nicht nur für ihn, der um seinen Bruder bangte. Sondern auch für Tara, die seit ihrer ersten Begegnung mit Prinz Marek auf dem phylenischen Tjost letzten Winter eine Art Zuneigung für ihn empfand. Wenn sie erfuhr, dass er an vorderster Front um die Rückeroberung Merals kämpfte, wie würde sie sich fühlen?

»Ihr habt nicht annähernd alles von dem erzählt,

was Ihr auf der Reise erlebt habt, oder?«

Überrumpelt sah sie ihn an. Zuerst war sie einfach überrascht, dass er seine Vermutung so offen aussprach. Dann verschränkte sie ihre Arme vor der Brust. Was sollte diese Unterstellung?

»Ihr werft mir vor, nicht die Wahrheit gesagt zu haben?«

»Das habe ich nicht gesagt. Nur habt Ihr gewiss nicht alles offen aussprechen können. Eure Worte waren klug gewählt, um Euer Vorhaben voranzubringen und die Königreiche zu überzeugen. Aber die Pausen dazwischen haben viel Raum für Deutungsmöglichkeiten gelassen.«

»So, also unterstellt Ihr mir, wichtige Details verschwiegen zu haben?« Sie schnappte nach Luft.

Keram lachte leise. »Das würde ich nie wagen.« Er sah sie an. Im leichten Mondlicht stand die Belustigung in seinen Augen. Er zog sie nur auf. Von dem heißen Pflaster der politischen Reden und all den Gesehnissen der letzten Tage war sie so aufgewühlt, dass sie es nicht gemerkt hatte.

»Verzeiht, ich bin wohl etwas durcheinander«, gestand sie.

Keram zuckte mit den Schultern, aber seine Mundwinkel blieben oben und das verschmitzte Grinsen ließ ihr Herz flattern. »Ich muss mich entschuldigen. Ich

wollte Euch keinesfalls noch mehr verwirren.«

Zaghaft griff er nach ihrer Hand. Ganz vorsichtig streifte sein Daumen den ihren, bevor sie ihre Finger schnell zurückzog.

»Ihr solltet nicht hier sein.« Venedta wich ein Stück weiter zurück. Ihre Finger kribbelten dort, wo er sie berührt hatte.

»Dann solltet Ihr nachts nicht allein durch die Gärten streifen. Haben meine Briefe und Nachrichten Euch so kaltgelassen?« Er sah ihr direkt in die Augen.

Sie schluckte. Konnte nicht anders, als langsam den Kopf zu schütteln. »Nein ... ich ...« Sie sah zornig auf ihre Hand, die noch immer prickelte, als würden die Grottenolme auf ihr tanzen. »Das haben sie nicht. Aber ...«

»Aber was? Venedta, Ihr seid eine bemerkenswerte Frau. Ich würde mir niemals einen Scherz mit Euch erlauben, glaubt ...«

»Das weiß ich«, fiel sie ihm ins Wort. »Aber die Umstände in meiner Heimat ... Keram, ich kann von Glück reden, wenn niemand uns zusammen sieht.«

Seine Augenbraue wanderte nach oben. »Warum das?«

»Wisst Ihr das nicht? Auf Kufkania herrschen Unruhen, schon seit Jahren. Sie werden von Rebellenführern getrieben, die sich mit adligen Unterstützern aus Manskelle verbündet haben. Sie versuchen vor-

rangig, die Thronfolge zu durchbrechen, aber auch, die Adelshäuser auf Kufkania anzugreifen, um eine militärische Führung durchzusetzen.«

Kerams Blick wanderte zum Boden. »Die kufkanischen Adligen würden eine Verbindung zu den Rebellen vermuten?«, fragte er zögerlich. Sie nickte. »Und deswegen würden sie verständlicherweise protestieren?«

Erneut nickte sie. Keram seufzte tief und fuhr sich mit beiden Händen durch die Haare. Als seine braunen Augen ihre wieder trafen, fuhr ihr der Schmerz, der in ihnen stand, durch Mark und Bein. Sie wusste, dass er etwas für sie empfand. Auch wenn er kein Freund großer Worte war, so hatte er seine Gefühle nie zurückgehalten. Aber ... hatte sie sich nicht immer gewünscht, dass jemand sie so ansah?

Immerzu ihren Freundinnen von der perfekten Liebe, der perfekten Ehe ihrer Eltern vorgeschwärmt, deren Wärme sie auf Láthrá schmerzlich vermisst hatte.

Ihr Magen flatterte. Das war doch absurd! Sie wollte so fühlen, sie wollte ihren Gefühlen folgen und sich am liebsten in seine Arme werfen. Doch nie und nimmer dürfte sie sich das erlauben. Jetzt, wo Iniya entführt worden war, galt sie als einzige Thronerbin. Sie besaß nun den gleichen Stand wie Aghni und Nephele.

Der Druck auf sie wuchs mit jedem Tag, und gerade in Zeiten des Krieges konnte sie froh sein, dass ihre Eltern so besonnen waren. Mit einem strengeren Vater hätte sie schon längst heiraten müssen. Aber garantiert keinen Prinzen aus Manskelie – selbst, wenn sie dieser Ehe sofort zugestimmt hätte, allen Ängsten zum Trotz, auch wenn sie das ihm gegenüber nie zugeben würde. Eher müsste sie einen der kufkanischen Grafensöhne ehelichen, die sich stets über sie lustig gemacht hatten. Sie atmete tief durch. Keram ahnte nicht ansatzweise, worauf er sich einlassen würde. Sie hatte ihm nie erzählt, wer sie wirklich war. Und das sollte vorerst so bleiben.

Es reichte, wenn ihre Freundinnen wussten, dass sie eine Halbnymphe war. Zwar glaubte sie nicht, dass er sich deshalb von ihr abwenden würde, doch wollte sie vermeiden, dass noch mehr Feen außerhalb ihres engsten Kreises unnötigerweise davon erfuhren. Sie hatte keinen Schimmer, wer überhaupt außerhalb ihrer Familie davon wusste. Lediglich den Rebellen traute sie zu, dass sie irgendwie die Wahrheit herausgefunden hatten. Auf Kufkania besaßen die Nymphen immerhin einen hohen Stellenwert – aber wie würde ihre Herkunft in anderen Ländern betrachtet werden?

Und selbst, wenn er es wüsste ... sie durfte sich nicht zu diesen braunen Augen hingezogen fühlen!

Es war einfach unmöglich. Er war unmöglich!

Sekunden vergingen, in denen sie sich einfach nur anstarrten. Der Schmerz in seinen Augen wich nicht. Wenn sie ihren Schild auch nur eine Sekunde senkte, würde er denselben Schmerz in ihr entdecken. Rasch schlug sie die Lider nieder. Und spürte eine kleine Berührung auf der Wange. Für eine Millisekunde erlaubte sie sich, die Wärme von Kerams Fingerknöcheln zu genießen. Dieser Herzschlag schien ewig zu dauern. Nie wieder wollte sie ihre Lider öffnen, sondern bis in alle Ewigkeit so verharren. Stattdessen wich sie wieder zurück. Diesmal weiter.

»Verzeiht, aber ich ...« Venedta versteckte ihre Hände hinter ihrem Rücken, damit er sie nicht zittern sah. »Ich muss gehen.«

»Venedta«, flüsterte er.

Sie schüttelte den Kopf, machte weitere Schritte rückwärts, zwei, drei. Dann machte sie auf dem Absatz kehrt und rannte. Ja, das war albern. Aber wenn sie noch länger in seiner Gegenwart wäre ... Warum fiel es ihr nur so schwer, ihre Gefühle zu unterdrücken? Was löste er in ihr nur aus?

Erst als sie im Gemach stand, registrierte sie, dass sie schwer atmend die Tür zugeschlagen hatte. Tara war aus dem Schlaf hochgefahren und sah sie verwundert an.

ÜBER DIE AUTORIN

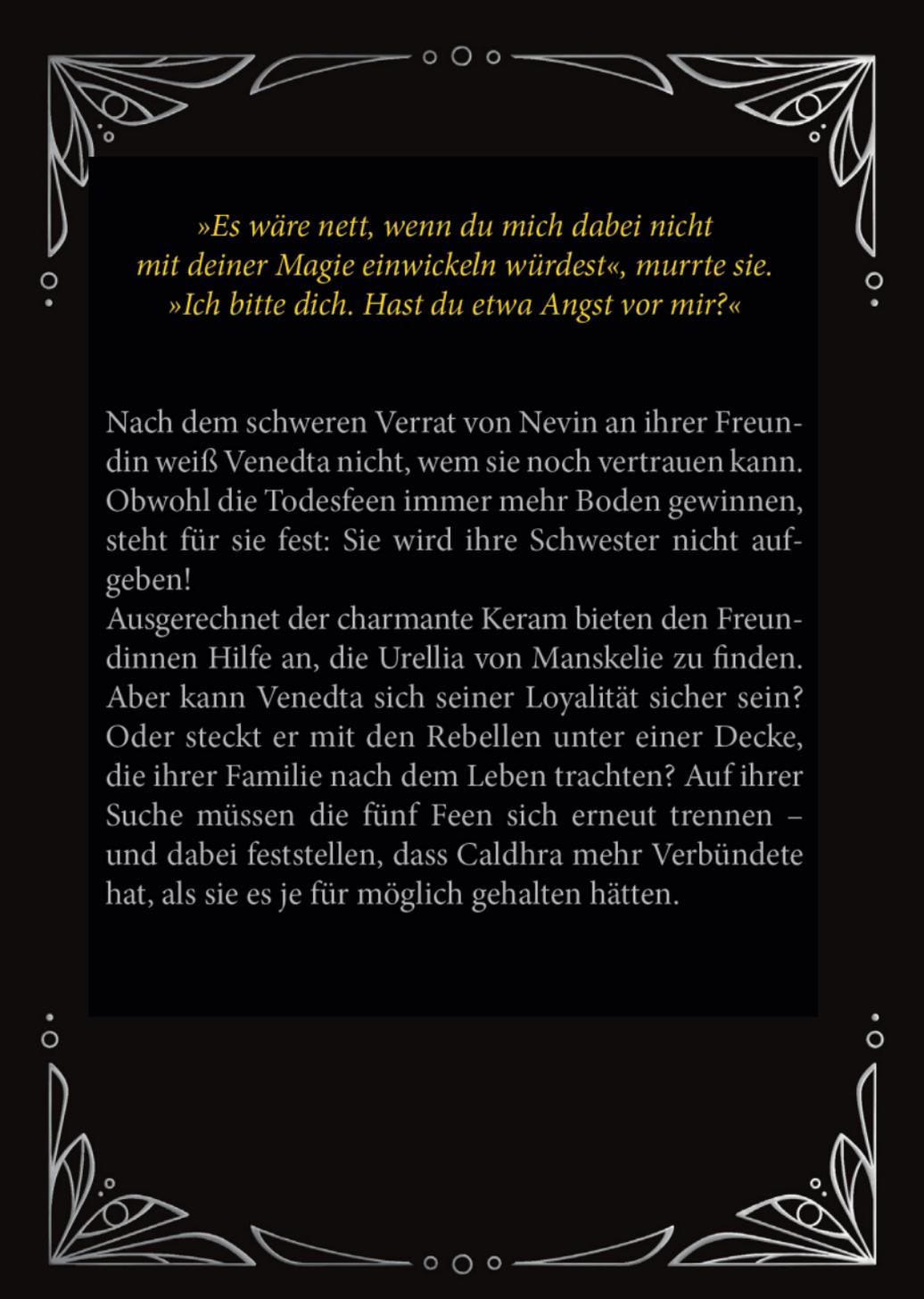


Sophie Anschutz, geboren 1996 in Neustrelitz, studierte Industrie- und Produktdesign. Nach ihrem Diplom verschlug es sie ins Kostümdesign, und so ist sie als „Autorin auf See“ meist auf den 7 Weltmeeren unterwegs, wo sie arbeitet und weiter an ihren Schreibkünsten feilt.

www.ariadnes-world.com

Instagram: [ariadnes_world](#)

Facebook: [Urellias - Die Brennende](#)



*»Es wäre nett, wenn du mich dabei nicht mit deiner Magie einwickeln würdest«, murrte sie.
»Ich bitte dich. Hast du etwa Angst vor mir?«*

Nach dem schweren Verrat von Nevin an ihrer Freundin weiß Venedta nicht, wem sie noch vertrauen kann. Obwohl die Todesfeen immer mehr Boden gewinnen, steht für sie fest: Sie wird ihre Schwester nicht aufgeben!

Ausgerechnet der charmante Keram bieten den Freundinnen Hilfe an, die Urellia von Manskelle zu finden. Aber kann Venedta sich seiner Loyalität sicher sein? Oder steckt er mit den Rebellen unter einer Decke, die ihrer Familie nach dem Leben trachten? Auf ihrer Suche müssen die fünf Feen sich erneut trennen – und dabei feststellen, dass Caldhra mehr Verbündete hat, als sie es je für möglich gehalten hätten.